

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Javier Marías

Berta Isla

Roman

Aus dem Spanischen
von Susanne Lange

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

© 2017 Javier Marías c/o Casanovas & Lynch Agencia Literaria, S. L.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Die Übersetzung wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397396-9

Es gab eine Zeit, da war sie sich nicht sicher, ob ihr Mann ihr Mann war, wie man auch im Dämmer Schlaf nicht weiß, ob man denkt oder träumt, ob man seinen Geist noch lenkt oder die Erschöpfung ihn in die Irre führt. Mal glaubte sie, ja, mal nein, oder sie glaubte lieber gar nichts und lebte einfach weiter mit ihm oder diesem Mann, der ihm ähnlich war, älter. Aber auch sie war älter geworden, für sich allein, in seiner Abwesenheit, sie hatte sehr jung geheiratet.

Das waren die besten Phasen, die ruhigsten, angenehmsten, friedlichsten, doch sie dauerten nie lang, es ist nicht einfach, so etwas auszublenden, einen solchen Zweifel. Ein paar Wochen lang konnte sie ihn fortschieben, im gedankenlosen Alltag untertauchen, wie ihn die meisten Erdenbewohner selbstverständlich leben dürfen, die bloß zusehen, wie die Tage anbrechen, ihren Bogen schlagen und zu Ende gehen. Dann bilden sie sich ein, dass es einen Abschluss gibt, eine Pause, eine Trennlinie oder Grenze, die das Einschlafen zieht, aber das ist nicht der Fall: Die Zeit läuft und arbeitet weiter, nicht nur in unserem Körper, sondern auch in unserem Bewusstsein; der Zeit ist es einerlei, ob wir tief schlafen oder wach und aufmerksam sind, ob wir schlaflos daliegen oder sich die Augen gegen unseren Willen schließen, als wären wir Rekruten auf Nachtwache, ein Dienst, den man bei uns aus unerfindlichem Grund *imaginaria* nennt, vielleicht weil sie als imaginär empfin-

det, wer gewacht hat, während die Welt schlief, als Traumwacht oder Wachraum, wenn er sich denn wach halten konnte und nachher nicht unter Arrest genommen oder standrechtlich erschossen wurde, in Kriegszeiten. Ein einziges unbezähmbares Wegnicken, und schon ist man tot, für immer in den Schlaf geschickt. Wie riskant ist doch alles im Leben.

Wenn sie glaubte, ihr Mann sei ihr Mann, war sie nicht so gelassen und stand morgens ohne allzu große Lust auf den Tag zu beginnen; sie fühlte sich als Geisel des lang Erwarteten, des nun Eingetroffenen und nicht mehr Erwarteten; wer es sich im Warten eingerichtet hat, der ist niemals einverstanden mit seinem Ende, glaubt sich betrogen um die halbe Atemluft. Und wenn sie glaubte, er sei es nicht, verbrachte sie eine unruhige, schuldbewusste Nacht und wollte nicht aufwachen, nicht mit dem Argwohn gegenüber dem geliebten Mann ringen, nicht mit den Vorwürfen, die sie quälten. Es widerstrebte ihr, sich so elend verhärten zu sehen. In den Phasen, in denen sie beschloss oder erreichte, an gar nichts zu glauben, spürte sie dagegen den Reiz des unterschweligen Zweifels, der aufgeschobenen Ungewissheit, die früher oder später zurückkehren würde. Sie hatte entdeckt, dass ein Leben in reiner Gewissheit langweilig ist und zu einem einzigen Leben verdammt, bei dem das wirkliche und das imaginäre zusammenfallen. Letzterem entkommt jedenfalls niemand ganz. Aber auch der immerwährende Verdacht ist nicht zu ertragen, denn es ermüdet, ständig sich selbst und die anderen zu beobachten, vor allem den anderen, den Nächsten, und zum Vergleich die Erinnerungen heranzuziehen, die niemals verlässlich sind.

Niemand sieht in aller Klarheit, was er nicht mehr vor Augen hat, auch wenn es eben erst geschehen ist und im Zimmer noch der Duft oder der Unmut dessen schweben, der sich gerade erst verabschiedet hat. Jemand muss nur durch die Tür gehen und verschwinden, und schon beginnt sein Bild zu verwischen, man muss nur zu sehen aufhören, und schon sieht man nicht mehr klar oder gar nichts mehr; und mit dem Hören geht es ebenso, ganz zu schweigen vom Fühlen. Wie soll sich da jemand präzise und in richtiger Reihenfolge an das erinnern, was vor langer Zeit geschehen ist? Wie kann man sich detailgetreu den Mann von vor fünfzehn, zwanzig Jahren ins Gedächtnis rufen, den Mann, der ins Bett kam, wenn sie schon lange schlief, und mit seinem Glied in ihren Körper eindrang? Auch das verschwimmt und wird trüb wie bei der Traumwacht des Soldaten. Vielleicht verschwimmt eben das am schnellsten.

Nicht immer hatte ihn der Unmut im Griff gehabt, ihren Mann, halb Spanier, halb Engländer, Tom oder Tomás Nevinson mit Namen. Nicht immer hatte er diesen tiefen Verdross ausgeströmt, diesen unterschwelligen Ärger, den er mit sich durch die Wohnung schlepte und ihn damit an die Oberfläche brachte. Er begleitete ihn wie eine Aura, ins Wohnzimmer, ins Schlafzimmer, in die Küche, ein drohendes Gewitter über seinem Kopf, das ihm überallhin folgte und sich nur selten entfernte. Deshalb war er wortkarg, antwortete kaum auf Fragen, vor allem nicht auf die heiklen, aber auch nicht auf die harmlosen. Bei Ersteren schob er das Verbot vor, etwas preiszugeben, und schärfte seiner Frau Berta Isla wieder ein, dass sie niemals damit rechnen dürfe. Selbst wenn Jahrzehnte vergangen seien und er schon mit dem Tod ringe, niemals könne er ihr von seinem gegenwärtigem Tun, seinen Aufträgen erzählen, von seinen Missionen, seinem in Abwesenheit gelebten Leben. Berta musste das akzeptieren und akzeptierte es: Ein Bereich, eine Dimension ihres Mannes würde immer für sie im Dunkeln bleiben, immer jenseits ihres Blickfelds, ihrer Hörweite, die ewig verweigerte Erzählung, das halb geschlossene, kurzsichtige oder eher blinde Auge; ihr blieb nur die Vermutung, die Phantasie.

»Ist auch besser, du weißt nichts«, hatte er ihr einmal gesagt, die verordnete Zurückhaltung hinderte ihn nicht

daran, sich bisweilen ein wenig auszulassen, rein abstrakt, ohne Hinweis auf Orte oder Personen. »Oft ist es wenig angenehm, man erlebt traurige Geschichten, verdammt zu einem unglücklichen Ende, für die einen oder die anderen; manchmal ist es unterhaltsam, aber fast immer abstoßend oder, schlimmer noch, deprimierend. Oft habe ich am Ende ein schlechtes Gewissen. Zum Glück geht das schnell vorbei, ist nur vorübergehend. Zum Glück vergesse ich, was ich getan habe, das ist das Gute an der Verstellung, man erlebt es nicht selbst oder nur so wie ein Schauspieler. Schauspieler kehren nach dem Dreh oder der Theateraufführung zu sich selbst zurück, und das Spiel verklingt am Ende. Auf lange Sicht hinterlässt es nur verschwommene Erinnerung wie etwas Geträumtes oder Unwahrscheinliches, jedenfalls Zweifelhaftes, ja sogar Fremdes, und man sagt sich: ›Nein, so habe ich mich nicht verhalten können, da spielt mir die Erinnerung einen Streich, das war ein anderes Ich, es ist ein Irrtum.‹ Oder wie bei einem Schlafwandler, der nichts von seinen Handlungen, seinen Schritten weiß.«

Berta Isla war sich im Klaren, dass sie teils mit einem Unbekannten lebte. Und wem es verboten ist, über ganze Monate seines Lebens Auskunft zu geben, der nimmt es als Freibrief, sich gar nicht mehr zu erklären. Aber Tom war ihr auch teils mehr als vertraut, so selbstverständlich wie die Luft. Und die Luft prüft man niemals kritisch.

Fast seit ihrer Kindheit kannten sie sich schon, und damals war Tomás Nevinson fröhlich und unbeschwert gewesen, ohne Nebel, ohne Schatten. Das Instituto Británico in der Calle Martínez Campos neben dem Museo Sorolla, wo er eingeschult worden war, entließ oder setzte seine Schüler

mit dreizehn, vierzehn vor die Tür, also vor der Sekunda, wie man es damals nannte. Die restlichen drei Klassen vor der Universität musste man anderswo absolvieren, und nicht wenige wechselten auf Bertas Gymnasium, das Estudio, wenn auch nur, weil es ebenfalls gemischt und weltlich war, ganz und gar nicht die Regel im franquistischen Spanien, außerdem mussten sie dann nicht das Viertel verlassen, denn das Estudio befand sich in der Nähe, in der Calle de Miguel Ángel.

Wenn sie nicht allzu grauenhaft oder öde waren, schlugen die »Neuen« gewaltig ein beim anderen Geschlecht, der Reiz der Neuheit eben, und Berta verliebte sich schnell in den jungen Nevinson, grundlegend und blindlings. Entscheidungen in Liebesdingen haben etwas Grundsätzliches, Willkürliches, auch ästhetisierend Eitles (man blickt sich um und sagt sich: »mit dem wirke ich gut«), und zwangsläufig beginnen sie zaghaft, mit scheuen Blicken, Lächeln und Geplauder, das die Leidenschaft verbirgt, die dennoch sofort Wurzeln schlägt und unverrückbar zu sein scheint, bis ans Ende aller Zeiten. Natürlich ist es eine rein theoretische, keinesfalls erprobte Leidenschaft, abgekupfert aus Romanen und Filmen, eine herbeiphantasierte Projektion mit einem übermächtigen Bild: Das junge Mädchen sieht sich als Ehefrau des Erwählten und er als ihr Mann, ein Standbild ohne Entwicklung, Abwandlung, Geschichte, dort endet die Vision, keiner von beiden kann darüber hinausgehen und sich in fernen Jahren sehen, die sie nichts angehen und die sie für unerreichbar halten, keiner kann sich etwas anderes vorstellen als den Höhepunkt, nach dem alles verschwommen wird und zum Stillstand kommt; nur

den Hellsichtigsten oder Hartnäckigsten mag es gelingen. In einer Zeit, in der die Frauen bei der Heirat ihrem Namen noch mit einem »de« den ihres Mannes anfügten, beeinflussten Berta bei ihrer Wahl sogar Schrift- und Klangbild ihres Namens in ferner Zukunft. Es war nicht das Gleiche, künftig eine Berta Isla de Nevinson zu sein, ein Name, der Abenteuer und exotische Gegenden heraufbeschwor (eines Tages sollte er so auf ihrer Visitenkarte stehen; was sonst noch, das würde sich schon ergeben), als eine Berta Isla de Suárez, der Name eines Klassenkameraden, der ihr gefallen hatte, bis Tom in der Schule aufgetaucht war.

Sie war nicht die Einzige in der Klasse, die sich so heftig und entschlossen für ihn interessierte, ihn zum Ziel ihrer Wünsche machte. In dem Mikrokosmos sorgte sein Erscheinen regelrecht für Aufruhr, der zwei Quartale anhielt, bis die Besitzverhältnisse geklärt waren. Tomás Nevinson sah recht gut aus, war etwas größer als die meisten, das rotblonde Haar altmodisch nach hinten gekämmt (wie die Piloten aus den Vierzigern oder wie ein Eisenbahner, wenn er es kürzer trug, wenn länger, wie ein Musiker, doch niemals wirklich konträr zum vorherrschenden Stil; es erinnerte an den Nebendarsteller Dan Duryea und, wenn es seine ganze Fülle entfalten durfte, an den Hauptdarsteller Gérard Philipe: für alle mit visueller Neugier oder gutem Gedächtnis), sein ganzes Wesen verströmte den soliden Charakter dessen, der immun gegen die Moden ist und somit gegen die Unsicherheit, die im Alter von fünfzehn so viele Formen annehmen kann, fast niemand entkommt ihr. Er erweckte den Eindruck, seiner Zeit nicht unterworfen zu sein oder über ihr zu schweben, als mässe er den zufälligen Umstän-

den keine Bedeutung bei, wie etwa dem Tag, an dem man geboren wurde, ja sogar dem Jahrhundert. Im Grunde waren seine Gesichtszüge bloß angenehm, er war beileibe kein Muster jugendlicher Schönheit; sie streiften das Fade, das ein paar Jahrzehnte später rettungslos die Oberhand gewinnen würde. Davor bewahrten sie aber augenblicklich noch die vollen, wohlgeformten Lippen (die zum Nachfahren mit dem Finger, zum Abtasten einluden, vielleicht weniger zum Küssen) und der graue, gequälte Blick, mal matt, mal glänzend, je nach Licht oder beginnender Qual, die sich darin verdichtete: durchdringende Augen, unruhig und länglicher als gewöhnlich, die selten irgendwo ruhten und der sonstigen Gelassenheit seines Gesichts widersprachen. In diesen Augen schimmerte etwas Merkwürdiges durch, oder vielleicht kündigten sich schon die künftigen Merkwürdigkeiten an, die damals bloß geduckt lauerten, als dürften sie noch nicht erwachen, müssten noch reifen, sich entwickeln, um ihre volle Kraft zu entfalten. Die Nase hatte nichts Besonderes, war eher breit, als wäre sie nicht zu Ende gezeichnet, zumindest nicht signiert. Das kräftige Kinn tendierte zum Eckigen, stand etwas hervor und gab ihm einen entschlossenen Ausdruck. Es war das Ganze, das anzog oder seinen Reiz hatte, und entscheidend war nicht so sehr das Aussehen als sein ironischer, unbeschwerter Charakter, offen für sanfte Witze, unbefangen gegenüber dem, was um ihn herum geschah, aber auch gegenüber dem, was sich in seinem Kopf tat und selbst für ihn meist ein Rätsel blieb, für die ihm Nahestehenden erst recht: Nevinson mied den Blick nach innen und sprach wenig über seine Persönlichkeit und seine Überzeugungen, als hielte er

beides für Kinderei oder Zeitverschwendung. Er war das Gegenteil des Jugendlichen, der sich selbst entdeckt, analysiert, beobachtet, sich zu entschlüsseln versucht, der voller Ungeduld herausbekommen will, welche Art Mensch er ist, ohne zu merken, dass alles Forschen nichts nutzt, denn er ist noch nicht fertig gebildet, und die Selbsterkenntnis kommt erst – falls sie denn kommt und nicht immer wieder modifiziert und zunichtegemacht wird –, wenn man gewichtige Entscheidungen treffen und aus dem Bauch heraus agieren muss, und dann ist es zu spät, noch etwas zu ändern und ein anderer zu werden. Jedenfalls interessierte es Tomás Nevinson nicht besonders, jemandem zu zeigen, wer er war, schon gar nicht sich selbst, oder er hatte Letzteres bereits hinter sich und hielt Ersteres für eine Angewohnheit von Narzissten. Vielleicht war es der englische Teil seiner Abstammung, aber letzten Endes wusste niemand richtig, wie er war. Hinter dem freundlichen, offenen, ja mehr als umgänglichen Äußeren lauerte eine Mauer aus Undurchsichtigkeit und Zurückhaltung. Besonders undurchsichtig, weil die anderen sich ihrer nicht bewusst waren, sie kaum wahrnahmen, diese undurchdringliche Schicht.